

Freundschaft

Ohne Freundschaften könnte ich nicht leben oder, zugespitzter, überleben. Da geht es um Ehrlichkeit, Verlässlichkeit, Treue, um eine Liebe, die – jenseits aller Erotik – maximale Zuwendung und Akzeptanz bedeutet. Was Kritik nicht ausschließt, keineswegs. Freunde sollen einem einen Spiegel vorhalten, sie haben das Recht, einen zu necken, zu hinterfragen, mit unangenehmen Tatsachen zu konfrontieren. Immer vorausgesetzt, sie tun es loyal.

Freunde sind es, die man zu später Stunde anruft, um sich das Herz zu erleichtern. Und sie hören zu, kommen notfalls sogar vorbei, bedingungslos solidarisch. Freunde sind mitunter unser besseres Ich, auf jeden Fall aber offene Gesprächspartner und Kumpanen »durch dick und dünn«. Nichts, was man vor ihnen verbergen könnte, Maskenspiele würden rasch entlarvt. Wozu auch die Verstellung? Endlich kann man sein, wie man ist, mit allem Drum und Dran. An sich schon eine Wohltat. Nicht alle meine Freunde leben in meiner Nähe. Einige sehe ich kaum, weil es mich nur selten nach Minsk oder Lemberg verschlägt. Aber wir tauschen regelmäßig Mails aus, diese Kontinuität muss sein, damit das Verhältnis nicht abkühlt. Schreib mir über den Schnee, die Schlaflosigkeit, das brabbelnde Kind, lass mich teilnehmen an Freud und Leid. Das Meer ist grau, gute Nacht.

Zeitverschiebungen, zig Sprachen, die Freundschaft überwindet fast alle Grenzen und Hürden. Pflegen aber muss man sie, in der einen oder anderen Weise. Denn ihr Wesen ist *caring* (Sorge tragen).

Gibt es engste, zweitengste, drittengste Freunde? Freundschaftshierarchien? Genau besehen schon. Und jenseits des Freundschaftsbereichs die weitläufige Welt der Bekannten. Mein Adressbuch platzt aus allen Nähten, lässt sich nur mit einem Gummiband zusammenhalten, nicht wegen der Freunde, sondern wegen der unzähligen Bekannten. Zugegeben, sie kommen und gehen, oft verliere ich sie unbemerkt aus den Augen. Neue Namen tauchen auf. Nicht so bei den Freunden, ab einem bestimmten Alter schließt man nur noch zögerlich Freundschaften, hält sich an das Bewährte. Anstrengend, sich von Grund auf zu erklären. Und schmerzlich, wenn die, die uns bis ins Innerste kennen, plötzlich nicht mehr da sind. Freunde sind unersetzlich.

Ludwigs Stimme am Telefon, die unsere »Gesprächsarkade« kommentiert. Und Ales, der mich durch den Äther bestärkt, den Blick von der Tagespolitik auf die größeren Zusammenhänge zu richten. Er, der unter Lukaschenkos Knute lebt, weiß, was er sagt. Ein Weiser, dessen Verse mich wie ein Mantra begleiten. Uns trennen rund anderthalbtausend Kilometer, und doch sind wir Weggefährten, Geschwister einer geistigen Wahlverwandtschaft. Irgendwo und irgendwann berühren sich auch die Parallelen. Sagt Ales.

Und Cicero? Seine Abhandlung »Laelius über die Freundschaft« (Laelius de amicitia) war Stoff im Lateinunterricht. Ein braunes Buch, abgegriffen, mit vielen Unterstreichungen, ich habe es damals ordentlich bearbeitet. »Die Freundschaft ist nämlich nichts anderes als der seelische Gleichklang bei allen menschlichen und göttlichen Dingen in Wohlwollen und Güte.« Vierzig wunderbar kluge Seiten, ich mochte sie. Wie alle Loblieder auf die Freundschaft.

Selber verstehe ich mich wenig auf Elogen, habe jedoch verschiedentlich Freunde und Bekannte laudiert und etliche Widmungsgedichte, Geburtstagsartikel und Akronyme ge-

schrieben. Zeichen einer besonderen Zuneigung und Wertschätzung. Auch der verstorbenen Freunde habe ich gedacht, in Versen, Grabreden und Nachrufen. Freundschaft endet nicht mit dem Tod, das innere Gespräch geht weiter.

Flanieren

Am liebsten flanieren ich allein, weil ich mich da am ungebundensten fühle. Flanieren gleicht in seiner mäandrierenden, spontanen Art der Bewegung der Gedanken, wenn man ihnen freien Lauf lässt. Hopp, nach links, da winkt ein Hof mit einem Baum in der Mitte, mal sehen, was es da sonst noch gibt. Ich folge dem Zufall und einer bestimmten Eingebung. Rational-funktionale Überlegungen spielen keine Rolle, denn ich muss kein bestimmtes Ziel erreichen. Ein Ziel verbietet sich geradezu beim Flanieren. Eine vage Richtung genügt vollauf, und ein »Riecher«.

Das kleine Haus dort, am Ende der Straße, hat es nicht eine besondere Ausstrahlung? Und schon lenke ich meine Schritte dahin, entdecke einen hübschen Holzbalkon und einen winzigen, gepflegten Garten. Menschen keine. Ein paar Schritte weiter zweigt eine Gasse nach rechts ab, also gut. Kleine Häuschen, unansehnlich. Vor einem aber zwei Jizōs, buddhistische Kinderfiguren mit roter Binde um den Hals. In Japan erinnern sie an verstorbene Kinder. Neben den Figuren Schalen mit Wasser und Blumen. Ich stehe lange, als plötzlich eine Frau aus dem Haus tritt und mich höflich grüßt. Ich grüße zurück, mit einer kleinen Verbeugung. Auf Englisch bittet sie mich ins Haus, hier sei ein Privattempel, ich könne ihn gerne anschauen. Schuhe ausziehen, dann in den halbdunklen Raum, an dessen Ende ein goldener Altar glänzt. Es duftet nach Blumen und Räucherstäbchen. Die Frau bietet mir Tee an, ich nehme dankend an. Im Gespräch erfahre ich, dass einer ihrer Söhne Priester ist, im Tempel hinter der Uni. Auch da dürfe ich vor-

beikommen, nur warne sie mich vor ihrem großen Hund. Der Grüntee schmeckt köstlich, auch das Reisgebäck. Nach einer halben Stunde verabschiede ich mich von der reizenden Gastgeberin, nicht ohne ihr von der Schweiz erzählt zu haben. Und setze mein Schlendern fort.

Am Ende eines Flaniertags bin ich prallvoll mit Eindrücken. Ohne Stadtplan und Sprachkenntnisse – so in Japan – habe ich versteckte Tempel und Tempelchen, Parks und Friedhöfe, Kinderspielplätze und kuriose Läden entdeckt. Und einige uralte Bäume mit knorrigen Stämmen, eingezäunt wie ein Heiligtum. Mönche haben mir zugelächelt, Kinder Bälle zugeworfen. Ich hatte Zeit. Ich war keine Sekunde in Eile. Wie die Grille vor meinem Fenster, die mich jedesmal mit stoischem Zirpen empfindet.

Beim Flanieren lese ich den Alltag, buchstabiere im Unspektakulären, das sich manchmal als viel interessanter entpuppt als gedacht. Und erlebe im Glücksfall kleine Epiphanien, Momente vollkommener Zeitenthobenheit. Mein Voyeurismus ist diskret, ich bewege mich katzenpfotig, und eher auf Schleichwegen als auf ausgetretenen Pfaden. Immer wenn ich der Stille begegne, halte ich inne. Sie klingt überall anders, hat unterschiedliche Vibrationen.

Flanieren ist ein Abenteuer. Im Grunde ließe es sich mit denselben Worten charakterisieren, mit denen Joseph Brodsky die Poesie gekennzeichnet hat: als eine »Kunst des Unvorhersehbaren«, nicht »Voraussagbaren«.

Heimat

Heimat ist
jenes bergende Gras
das Haus dort mit verkrüppeltem Dach
der Wind den du isst wie trockenen Staub
Vater Mutter verwehtes Laub
das Märchenbuch das nach Honig riecht
der Mohnkuchen der Erinnerung wiegt
das traurige Lied vom verlorenen Hahn
das Fernweh das nicht ankommen kann
der Glanz in den Augen des Friends
die Liebe die nichts bereut
was du dir selbst bist in schlafloser Nacht
oder unterwegs zwischen Himmel und Schacht
die Stimme des einzigen Sohns
ein Vers mit eigenem Ton
das Gedächtnis das Tiefen aufzut
der Lichthase in sicherer Hut
Sommer Herbst und blauweißer Schnee
die lachend weinende Zeit die nie steht

Morandi

Er hat nicht nur Flaschen, Krüge, Schalen und Vasen gemalt, porzellanfarben schimmernd, zu Stilleben arrangiert. Auch Landschaften gibt es von ihm, in ihrer Stummheit beredte »natures mortes«, wie »Paesaggio« von 1961. Da war Giorgio einundsiebzig.

Zwei Häuser oder zwei Scheunen? Die Gebäude geben fast nur ihre Rückseite preis: fensterlose Flächen, die in sich ruhen. Im Hintergrund der Berg mit seiner langen Flanke. Darüber ein zarter Himmel. Das ist alles. Kein Lebewesen, kein Baum, keine Bewegung, nichts. So dass jeder Versuch einer Beschreibung dazu tendiert, vom Fehlen zu sprechen. Ein Bild, das nicht erzählt. Ein Landschaftsbild, das ganz ohne Grün auskommt. Ohne Fluss, Wald, Strand, dramatischen Wolkenhimmel. Dessen stille »Verborgtheit« aber nicht einschläfert, sondern zu Fragen anregt. Nach der Jahreszeit (März oder November?). Der Tageszeit (früher Morgen oder später Nachmittag?). Dem Charakter der Gebäude. Die Gedanken fangen zu spielen an, bringen die Statik zum Vibrieren. Etwa so:

Die Häuser ruhen
mondlos der Frühhimmel
nur der Berg lauscht

Oder:

Am Dorfrand kein Laut
grau die Flanke des Bergs
der Morgen kündigt sich an

Ich bin auf diese haikuhafte Form verfallen, weil mich Morandis Natur-Stilleben in seiner reduzierten Wesentlichkeit an japanische Haikus erinnert. Die Dinge sind da, ohne dass nach einem tieferen Sinn gesucht wird. Sie ruhen in sich, strömen Stille und »Leere« aus. Zu nichts gedrängt, beginnen sie von sich aus zu sprechen, in ihrer Eigen-Sprache, mit ihrem Eigen-Gewicht.

Zum Haiku gehört der Verzicht auf ichhaftes Wollen, auf Dramatik, zugunsten reiner Anschauung. Erst dies ermöglicht, dass die Dinge zu sich kommen. Bei Morandi tun sie genau das: sie enthüllen, wie sie sind, hier und jetzt.

Liegt es an der Komposition, am Verhältnis der Flächen zueinander? Oder an der Farbgebung? Die Farbpalette ist reduziert, beschränkt sich im Wesentlichen auf Grautöne, ein helles Gelb und ein fast durchsichtiges Blau. Wobei die Farben vielfach geschichtet und schattiert sind und einen lebhaften Pinselstrich verraten. Die Trägheit der Flächen gerät so in feine Bewegung. Es ist dies die eigentliche Handschrift des Meisters, dessen Signatur den oberen Himmelsrand säumt.

Zurücknahme der Handschrift, auf dieses Paradox läuft es hinaus. Die Dinge sprechen lassen – in Morandi-Farben. Nur überbietet sich der Künstler diesmal an Diskretion. Kein Weiß, kein Blau, kein Rosa sorgt für Kontraste. Morandi verzichtet auf Effekte, wählt die Palette des Fadens.

Ich muss gestehen, dass mich an »Paesaggio« die »Fadheit« anzieht. Jene Fadheit, der der Sinologe François Jullien eine buchlange Eloge gewidmet hat. In unsern Breitengraden ist der Begriff negativ besetzt, meint »öde«, »langweilig«, »unschmackhaft«, »gewürzlos«. In der Ästhetik und Philosophie des alten China rangierte er dagegen hoch. Fadheit wird mit Loslösung assoziiert, mit einem Zustand jenseits der Dialektik von Positiv und Negativ. Gerade weil Fadheit nicht verführen, nicht »ködern«, nicht die Aufmerksamkeit erzwingen will,

steht sie für die Möglichkeit schlechthin, für die »gleichgültige Balance zwischen allen Virtualitäten«. Und gerät in die Nachbarschaft von Ruhe, Gleichmut, Leere und Freiheit.

Morandis Bild besitzt die positiven Qualitäten des Fadens: Unaufdringlich, unscheinbar, glanzlos, macht es auch den Betrachter ruhig und frei. Ich bin in eine gelassen-schwebende Atmosphäre versetzt, die mir nichts abfordert, außer zu schauen. Zugegeben, da und dort frage ich mich, was jene dunkle oder mausgraue Linie zu bedeuten hat, wie es mit den Lichtverhältnissen bestellt ist. Aber zu deuteln gibt es nicht viel. Der Sinn liegt offen da, in der Sinnlichkeit des Dargestellten und seiner Darstellung. Und je länger ich schaue, desto reicher erscheint mir, was ich sehe. Schon glaube ich, hinter den weltabgewandten Gebäuden einen Trampelpfad zu erkennen, die Andeutung begangenen Terrains. Und im kahlen Steinberg eine südländische Kulisse. Worauf ich mich am liebsten in den Himmel vertiefe, diesen großen, blassen, wunderbar transparenten Himmel, der ein besonderes Licht verheißt. Nennen wir ihn, seiner Zartheit wegen, Äther.

Wenn ich Andeutung, Verheißung sage, spreche ich von Möglichkeiten. Das Faden hält sie optimal bereit. Auch in Richtung Transzendenz. Denn für Giorgio Morandi war die Malerei eine »cosa mentale«, eine »geistige Angelegenheit«.

Poetik

Wäre es dir möglich, deine Poetik zu formulieren?

Wenn ich es versuche, möchte ich das Wort Poetik in Po-ethik umwandeln, wie es Danilo Kiš getan hat, denn ästhetische Positionen lassen sich von ethischen nicht trennen. Das Gute, Wahre und Schöne: sie bilden für mich eine unverbrüchliche Einheit. Was aber nicht heißt, dass mein Schreiben explizite Ziele verfolgt, geschweige denn einem »sozialen Auftrag« gehorcht. Die Dringlichkeit, die ich mir auferlege, muss man sich als inneren Imperativ vorstellen, als eine Stimme, die pocht und nicht aufgibt, bis jenes Bestimmte gesagt ist. Und nicht irgendwie gesagt, sondern auf ganz bestimmte, der Sache angemessene Weise gesagt. Da kommt einiges zusammen.

Ohne dass sich Dringlichkeit einstellt, gibt es für mich kein Schreiben. Natürlich folge ich nicht einem wie auch immer garteten Diktat, von romantischen Einflüsterungen kann keine Rede sein. Doch muss ein Stoff sich aufdrängen, mich umtreiben, damit ein Anfang gemacht ist. Spüre ich diese Energie, bahnt sich das Schreiben seinen Weg. Falls dies zu unpersönlich klingt: Viele Prozesse laufen halb bewusst ab, so dass man von einer gewissen Eigendynamik des Schreibens sprechen kann. Daneben aber gibt es, strikt handwerklich, viele bewusste Entscheidungen zu treffen: zur Form, Sprache usw.

Da ich Großformen wie den Roman oder das Versepos nicht beherrsche, muss ich mit kleineren Formen operieren. Die Einschränkung hat auch ihr Gutes, da sie mich zwingt, diese kleinen Formen – vor allem Gedicht und Erzählung – zu

verfeinern und gegebenenfalls zu kombinieren. Mein Erinnerungsbuch »Mehr Meer« ist zwar umfangreich, setzt sich aber aus 69 kürzeren Kapiteln zusammen, die Gedicht, Prosa, Essay und Dramolett zu einem hybriden Ganzen vereinen. Nur so war es mir möglich, dieses Buch zu schreiben.

Wenn wir schon beim Begriff des Hybriden sind: collagierende Verfahren interessieren mich. Verfahren, die Brüche und Schnitte aufzeigen, die es erlauben, fremde Textpartikel (Zitate) zu integrieren, und die statt eines konventionell-linearen Erzählens eine sprunghaft-überraschende Narration erzeugen. Da ich von der Lyrik herkomme, die nach Brodsky »die Kunst des Unvorhersagbaren« ist, reizt mich der jähe Perspektivenwechsel, das unkalkulierbare Wort. »Gebrochener Tau«, nur um ein Beispiel zu nennen. Da reibt sich etwas. Reibung und Widerstand erhöhen die Intensität eines Textes. Immer arbeite ich an – und mit – einer poetischen Sprache, die unabgenutzt, frisch, lakonisch und musikalisch klingen soll. Dazu gehört: zeigen, nicht erklären, suggerieren, nicht behaupten. Lieber lasse ich Leerstellen, als etwas belehrend zuzukleistern. Lieber stelle ich Fragen, als mich allwissend aufzuspielen. Denn auch für die Phantasie des Lesers soll es Freiräume geben, das ist mir wichtig.

Spektakulär geht es in meinen Büchern nicht zu: es wird nicht gemordet und im großen Stil gestorben, Spannung entsteht im Zwischenmenschlichen, in der Liebe. Auch von Abschied und Einsamkeit verstehe ich etwas.

Worauf es mir ankommt: den Leser zu sensibilieren. In seiner Wahrnehmung der Welt, zu der neben Menschen auch Dinge und die Natur zählen, und in seiner Wahrnehmung der Sprache, die mehr ist als nur ein zweckmäßiges Kommunikationsmittel. Ich sage Sensibilisierung, weil das heutige Lebenstempo, die sozialen Medien und vieles mehr zu einer Vergröberung unserer Umgangsformen und Ausdrucksweisen geführt

haben. Veränderungen müssen im Kleinen beginnen. Freilich mache ich mir keine Illusionen, mit meinem Schreiben viel bewirken zu können. Aber gar nichts zu tun, wäre schlimmer und unethischer. Zumal ich es tun muss. Womit wir wieder bei dieser wunderbar rätselhaften Dringlichkeit sind.

Missionarischer Eifer wäre dir demnach völlig fremd?

Im herkömmlichen Sinne schon. Was soll ich denn predigen? Will ich mich politisch äußern – wie es mir zur Zeit des Jugoslawienkriegs ein echtes Anliegen war –, tue ich das bei Podiumsdiskussionen, in Zeitungsartikeln oder Essays. Nicht in meinen literarischen Texten. Was Literatur betrifft, geht es mir um Wahrnehmungs- und Sprachsensibilität, um Formbewusstsein und Stil, da bin ich streng, engagiert und leidenschaftlich. Meine Literaturstudenten wissen, wie akribisch ich ihre Texte analysiere, weil im Umgang mit der Sprache Ethos steckt. Schludrigkeit ist mehr als eine Nichtbeherrschung grammatischer Regeln. Außerdem beeinträchtigt sie die Aussagekraft eines Textes.

Bohrend bin ich auch bei der Frage, wie junge Literaturschaffende zu ihren Stoffen kommen. Brennt ihnen das Thema auf den Nägeln oder sind sie fremdgeleitet – durch Agenturen, Literaturratgeber usw.? Es macht einen Unterschied, ob jemand »nach Rezept« einen Bestseller schreiben will oder tiefere Motive hat. Nichts gegen Erfolg, doch Po-ethik meint etwas anderes. Mit Marina Zwetajewa gesprochen: dass »die Sache geschrieben sein will«, ohne Wenn und Aber, ohne Kalkül.